N12<527804679 021
LS
ubTÜBINGEN

Miss. Hebich in Kannanur.

(Fortsetzung.)

10. Das Werk in Andscharakandi.

Am 21. Mai 1849 war Hebichs Bauarbeit in Tschirakal so weit gediehen, daß die neuen Bewohner ihren Einzug halten konnten. Es waren die Geschwister Gundert mit der Lehrerin Marie Kegel und einer Schaar von Mädchen, welche vereint mit den bisher in Tai untergebrachten Mägdlein der Station Kannanur etliche 50 Seelen betrug. Jeden Sonntag nun wanderte dieser Haufe nach Kannanur zur Kirche und blieb daselbst bis über Mittag; den Donnerstag aber brachte Hebich nach wie vor in Tschirakal zu, um die Filialgemeinde mit seinen Gaben zu bedienen. Gundert seinerseits übernahm den Besuch der Heidenschulen und widmete sich dem Unterricht der Katechisten, während er nach wie vor die Außenstation Andscharakandi besorgte, welche man für gut befunden hatte, von Talatscheri abzulösen.

Für Hebich öffnete sich damit eine Menge neuer Beziehungen; mit möglichst vielen Personen in möglichst innigen Verkehr zu treten, war ihm überhaupt eine Lust, und neue Elemente in seinen Kannanur-Teig zu kneten, hatte er durch lange Uebung schon gehörig gelernt. Zwar wurden gleich zum Anfang alle Plane der Geschäftsvertheilung vernichtet durch ein langwieriges Bronchialleiden seines Mitarbeiters; fast drei Jahre lang konnte derselbe kaum sprechen, jedenfalls nicht predigen, und hatte wiederholt an andern Orten Genesung zu suchen. Doch das machte Hebich wenig aus, so weit es seine eigene Person betraf; er schien sich zu vervielfältigen, um all den wachsenden Bedürfnissen der erweiterten Station gerecht zu werden, zufrieden, wenn sein Gehilfe ihm wenigstens die Arbeit des Schreibens abnahm, während die deutschen Schwestern doch auch manchen lang vermißten Dienst erzeigen konnten.

Die armen Pulaier von Andscharakandi lagen ihm zunächst am Herzen. Er konnte sie freilich nur kurz besuchen und zwar an Werktagen, für welche er jedoch von den Pflanzern die Gewährung der nöthigen Freistunden herausschlug. Dann aber sandte er, um

den dortigen Katechisten, einen tüchtigen Mann, Timotheus II aus Mahe, zu unterstützen, je und je seine besten Leute hinaus, und lud andererseits, besonders an den Abendmahlssonntagen, die Gemeinde, die etliche 50 Getaufte zählte, nach Kannanur ein. Für diese gedrückte Sklavenkaste war es etwas Neues, in Gemeinschaft zu treten mit Tamil- und Malayali-Christen, geschweige denn mit europäischen Soldaten, Offizieren und Damen. Manche fühlten denn doch, daß sie sich auch anstrengen müßten, zu ihrer Hebung das ihrige beizutragen; mehrere entsagten völlig dem Palmweintrinken, was bisher für die einzige ihnen erreichbare Vergnügung gegolten hatte; andere beschränkten ihr tägliches Maaß auf einen oder einen halben „Bambu" vor Schlafengehen. Man konnte merken, daß sie sichs angelegen sein ließen, wahrer und gemäßigter zu reden und ihrem Katechisten Freude zu machen; und von den Gleichgiltigen traten manche näher und baten um die Taufe.

Es waren ihrer gegen dreißig, die sich nun vom Katechisten weiter unterrichten ließen und ihr bisheriges Leben mit allen Heidensünden, namentlich Stehlen, Zauberei und Unzucht, ernstlich bereuten. Zum Jahreswechsel wurde die ganze Gemeinde nach Kannanur eingeladen und bekam dazu zwei Tage Urlaub. In der Neujahrsnacht folgte die Taufe von 25 Seelen, und zum Abendmahl fanden sich 178 Gäste ein; es war ein rechtes Freudenfest. Hebich betete mit besonderer Inbrunst „um eine so innige Gemeinschaft aller Jünger im Geiste Jesu Christi, da Alles was nicht Er und sein Kreuz ist, bei Seite gelegt wird und wir Alle Eins gemacht, zusammengeschmolzen von Seinem Geiste, tüchtig gemacht werden, für die Ehre des Sohnes Gottes bis zum Tode vereint zu streiten, und angethan mit den Eingeweiden der Barmherzigkeit auch für einander zu streiten und den Tausenden von Seelen, die Er mit seinem Blut erkauft hat, das ewige Evangelium zu bringen". Er war so gehoben, daß er auch viele zur Erde gedrückte Seelen zu einem ersten Flug über den Boden mit sich führte.

Darauf sollte aber eine schwere Heimsuchung folgen. In Tai, wo die Andscharakandigäste größtentheils einquartirt waren, lagen zwei Pockenkranke in einer abgelegenen Hütte. Hebich hatte geglaubt, sie gehörig abgesperrt zu haben; das schon lang angekündigte und vorbereitete Fest wollte er einmal nicht aufschieben. Allein nachdem die hoch erfreuten Leutlein auf ihre Pflanzung zurückgekehrt waren,

brach die schauerliche Seuche unter ihnen aus. Ihrer 50 legten sich fast auf einmal. Der kindlich zarte Timotheus, selbst ein Arzt seines Zeichens, behandelte sie mit hingebender Treue. Dann erkrankte auch er, wurde im Boot nach Mahe geführt und starb (31. Januar 1850). Die Erstergriffenen genasen fast alle, aber die Epidemie breitete sich noch immer aus. Hatte man dort sonst die Kranken über den Fluß geschafft und so getrennt von den Gesunden besorgt, so war nun das ganze Dorf der Arbeiter zum Lazareth geworden, und die wenigen Gesunden wohnten in temporären Hütten, die man jenseits des Flusses aufgeschlagen hatte.

Natürlich wurde den Pflanzern der Abgang so vieler Hände gerade in der Pfefferernte schmerzlich fühlbar. Hebich hatte erst die von der Kommittee nach elfjährigem Schlafe wieder ins Leben gerufene Generalkonferenz in Mangalur zu besuchen, ehe er selbst nach Andscharakandi gehen konnte. Wie er dort eintrat, wurde er mit dem Worte empfangen: „Die Ansteckung rührt von dem Neujahrstag in Kannanur her," was er dann demüthig bejahte. Doch kam er nicht allein; er hatte mehr als bloße Entschuldigungen mitgebracht. Obrien und Juda, letzterer mit seiner entschlossenen Gattin Hagar, hatten sich freiwillig erboten, den Dienst an den Kranken zu übernehmen; und sie führten ihn mit solcher Geduld und Freudigkeit aus, daß dem Namen Christi dadurch Ehre erwuchs. Daß ein Europäer sich der Pflege von kranken Sklaven widmete, war in jenem Winkel ohnedies ein neues bedeutsames Zeichen; auch dem treuen Manne, der in ihrem Dienst gestorben war, weil er ihre Seelen lieber hatte als sein Leben, bewahrten die neuen Christen ein treues Andenken. Nachdem drei Katechisten durch das Weilen unter diesen Pulayern mehr oder weniger verkommen waren, ließ sich nun endlich der gewonnene Fortschritt nicht mehr verkennen. Ein Christ war nicht nur mitten unter dem daselbst herrschenden Wandel nach väterlicher Weise bewahrt geblieben, sondern hatte ihm auch, lebend und sterbend, bedeutenden Abbruch gethan.

Erst am Charfreitag (29. März 1850) fügte es sich, daß die Andscharakandi-Christen wieder nach Kannanur kommen konnten, um an der Feier des heiligen Abendmahls Theil zu nehmen. Die Seuche war nun gewichen, nachdem sie über 100 Personen ergriffen hatte, von denen etwa 10 starben. Als Katechist zog dann Timotheus nach Andscharakandi, den Joseph Jacobi in Tai ersetzte. Auch die-

ser Timotheus fand gleich Gelegenheit, seine treue Gesinnung an der Gemeinde zu erproben; denn bald nach den Pocken kehrte die Cholera bei ihr ein, welche reichere Ernte hielt, sowohl in Tai als in Andscharakandi. Da sind denn auch einige dieser Sklaven so selig im HErrn entschlafen, daß man mitten in der Trübsal neuen Muth fassen durfte. Alte fast stumpfsinnige Männer und Weiber fiengen an mit Thränen Buße zu thun. Es kam nun zu einem ernsten Kampfe gegen das Palmweintrinken, worin die Knaben, welche Timotheus mehr und mehr an sich zu ketten wußte, ihm hilfreich an die Hand giengen, indem sie ihn von dem und jenem geheimen Vorgang in Kenntniß setzten; selbstverständlich wurde bei dieser Art des Kampfes auch mancher nur sehr momentane Sieg erfochten, der die dafür aufgebotene Kraft kaum bezahlte. Indessen freute sich Hebich kindlich, wenn ihm bei einem seiner Besuche Timotheus die eroberten Becher, d. h. Cocusnußschalen und Bamburohre, vorzeigte.

Wichtiger war der Umstand, daß die nun alternden Pflanzer alle diese Bemühungen für die Hebung ihrer Arbeiter in recht ehrenwerther Weise unterstützten. „Der HErr segne sie dafür an ihren eigenen Seelen!“ Es wurde denn doch manches neu, die Jungen lernten ordentlich singen, und auch bei der Feldarbeit konnte man jetzt ihre christlichen Lieder lustig erklingen hören, freilich nicht zur Erbauung der heidnischen Aufseher. Manche, die früher fast nackt oder in schmutzigen Schürzen einhergegangen waren, thaten sich nach reinlicher Kleidung um; Hosen und Jacken kamen auf, wie bei den Frauen eine anständigere Bedeckung. Von den höheren Kasten zwar wurden sie fortwährend verachtet, und von den sonst allgemein zugestandenen Menschenrechten blieb ihnen auch innerhalb der Pflanzung noch manches versagt: sie durften nicht auf allen Straßen gehen, die Tijerdörfer nicht betreten, nicht in öffentlichen Läden kaufen, was sie bedurften. Wären sie Muhammedaner geworden, so hätte ihnen solche Freiheit eingeräumt werden müssen; die Taufe erwies sich in diesen Beziehungen — dem Landrechte zum Trotz — als minder wirksam, denn die Beschneidung. Wenn einer dieser Christen dem Laden eines Mapilla sich näherte, wurde er geprügelt; einer, den man aus solchem Anlaß halb todtgeschlagen hatte, reichte endlich eine Klage ein; aber die leichte Strafe, welche die heidnische Obrigkeit dictirte, hat natürlich nicht viel gefruchtet. Die Verkäufer beharrten darauf: „wenn ihr herkommt, so bleiben uns die höheren

Kasten weg," und die Pflanzer selbst wagten es nicht, an dem herkömmlichen Brauche zu rütteln. Doch konnte man spüren, daß sie dem neuen Weg immer günstiger gestimmt wurden; in Krankheits- oder Unglücksfällen fanden ihre Arbeiter bei den Militärärzten, die Hebich für die Mission zu begeistern wußte, treue Versorgung; die Predigt, welche er den abgelegenen Halbeuropäern monatlich hielt, und seine herzlichen Zusprachen machten Eindruck, und einer der Herren, in seiner Kindheit katholisch getauft und ein halbes Jahrhundert jeder Kirche fremd, schied aus diesem armen Leben in alleinigem Vertrauen auf die Kraft des Blutes Christi (Nov. 1850).

Es war eine Zeit großer Freudigkeit für Hebich. Er schreibt (3. April 1850): „Es ist jetzt ein Jahr, seitdem es dem HErrn und Ihnen gefallen hat, mir die lieben Geschwister Gundert und Jungfrau Kegel mit der Talatscheri-Mädchenschule beizuzählen; damit ist dann auch Andscharakandi nachgefolgt; und seitdem ist meine Arbeit und meine Freude und meine körperliche Gesundheit bedeutend vermehrt und verbessert worden. Meine Furcht in und für die Arbeit ist minder, und meine Arbeit fester, sicherer und freudiger geworden. Es hat zwar dem HErrn gefallen, bis jetzt meinem lieben Bruder die Sprache für die Predigt wegzunehmen, gerade als wir in unserer guten Meinung recht tüchtig in der Predigt zu arbeiten im Begriff waren; dem ungeachtet hat seine Persönlichkeit mit seinen übrigen Arbeiten und die Verbindung mit seiner tüchtigen Frau und der Jungfrau Kegel einen so gesegneten Einfluß auf mich, daß ich nicht anders kann als hier dem HErrn die Ehre geben, daß ich ganz fröhlich bin und Ihm nicht genug danken kann. Auch darüber, daß ich so sparsam bin mit Mittheilungen, macht mich der Umstand, daß Gundert nun bei mir ist, viel ruhiger, wie er auch Sie ruhiger machen wird, indem Sie mehr von ihm hören, daß mit Gottes Gnaden der Karren doch ordentlich vorangeht.

„Die Predigt auf den Heidenfesten verlief höchst gesegnet, auch soweit friedlich; nur in Taliparambu wurden wir einmal gesteinigt, wo der liebe Timotheus und Joseph fast auf dem Felde bleiben mußten, aber durch Gottes Wundergnade gieng alles ordentlich ab; ich, dems galt, gieng ganz frei aus. Das Wort wirkt als ein Sauerteig unter dem Volke, und ich habe gewisse Hoffnung, daß die Zeit kommen wird, wann es dem Haupte der Gemeinde gefallen wird, auch über die Tausende um uns her seinen heiligen Geist aus-

zugießen. Ich hebe deßhalb getrost mein Haupt zu Ihm empor und fühle mich angethan mit Gotteskräften aus Seinem Heiligthum für das große Gotteswerk, uns aus Gnaden anvertraut.

„Seit die Andscharakandi-Gemeinde mit der Kannanurer verbunden ist, wurde ihr ein sichtbarer Segen zu Theil. Viele haben die Sünde verlassen und sind neu belebt worden. Nach der großen Taufe am Jahresschluß kehrte der HErr mit der schrecklichen Seuche züchtigend unter ihnen ein; daß uns der kindlich treue Mahe-Timotheus genommen wurde, war, wenn ich so sagen darf, für uns ein harter Verlust. Und doch gehts draußen entschieden der Besserung zu; wir lernen unsre Arbeit mit Furcht und Zittern thun. Hier (in Kannanur) macht mir die Gemeinde viel mehr Freude als Sorge.

„Die weiße Gemeinde hebt die schwarze gewaltig; von den Soldaten wird einer nach dem andern durch das Wort der Wahrheit gewonnen. In Folge der Acte über die Gewissensfreiheit ist nun etwas Neues mit ihnen eingetreten: die sich zu uns halten wollen, werden jeden Sonntag (in Begleitung eines Offiziers) zu unserer Kirche „marschirt". Das begann am 3. Februar, da wir eine große Taufe hatten. Der Soldatenbrüder sind jetzt etwa 40; da haben wir denn jeden Sonntag-Morgen von 10—12 Uhr eine Kirche voll Leuten, indem noch europäische Weiber, Damen und Herren dazu kommen außer der schwarzen Gemeinde. Ich predige dann Englisch und Jakob machts Malayalam (oder Joseph Tamil). Ich glaube, ich irre nicht, wenn ich sage, daß unsere Gemeinde immer mehr eine Missionsgemeine wird.

„Mit dem lieben Gundert, aber nur mit ihm, würde ich es nun gerne wagen, einige Missionsbrüder in die Arbeit einzuleiten, um diese damit hier in der Umgegend zu erweitern. Ich sage das mit Furcht, denn das Werk ist des HErrn. — Herzlichen Dank für alle Ihre Liebe und Nachsicht, womit Sie mich für und für so reichlich bedacht haben. Besonders auch dem vielgeliebten Herrn Inspektor Hoffmann meinen demüthigsten und brüderlichsten Dank für die der Mission und mir so viele Jahre hindurch geleisteten Dienste; und dem werthen neuen Herrn Inspektor Josenhans meine Hochachtung und alle Segenswünsche zu dieser seligen Arbeit Gottes; und Ihnen allen, verehrte Herrn und Brüder, die alte und neue Versicherung, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe und hochachte ꝛc."

15. August. „In Andscharakandi kehrt sich Alles mehr dem neuen Leben in Christo zu; so wirds nächstens eine große Taufe geben."

Am 6. Oktober kam diese — bis jetzt größte — Taufe zu Stande, indem 53 Seelen zur Gemeinde hinzugethan wurden; die meisten von ihnen (43) Andscharakandileute, namentlich Weiber, die bisher um der bei Sklaven so schwierigen Eheverhältnisse willen die Taufe nicht erhalten hatten. Aber auch ein Tijer von Andscharakandi war unter den Täuflingen, der erste aus der dort herrschenden Kaste, der sich dem Christenthum zuwandte. Er brachte eine vierzehnjährige Tochter mit, welche vorerst in der Anstalt zu Tschirakal noch weiter unterrichtet werden sollte, da sie selbst noch keinen entschiedenen Zug zu der Kirche verspürte. Dann wurden auch etliche Weber aus Tschirakal der Kirche einverleibt. Dem Tauffest wohnte einer der begabtesten jüngeren Beamten der Präsidentschaft bei, W. Robinson, welcher bei dieser Gelegenheit einen Blick in Hebichs Arbeit werfen konnte, der ihn von ihrer Bedeutung für das Wohl Indiens überzeugte und eine Reihe weiterer Gedanken bei ihm anregte.

Diese Taufe war aber für die Heiden eine höchst ärgerliche Sache; so beredeten sie auf den 14. Oktober, da das große Kalifest allen Beamten einen Feiertag zusicherte, einen Auflauf, um Rache zu nehmen. Die Verwandten des getauften Tijers suchten erst das Mädchen wegzulocken; als das nicht gelang, umringten sie zur festgesetzten Stunde massenhaft das Gehöfte in Tschirakal und verlangten die Auslieferung der Manni, tobten dann in immer wachsenden Haufen, schlugen die eingebornen Christen und drohten, ins Haus einzudringen. Die Polizei war nirgends zu finden, Hebich gerade in Andscharakandi auf Besuch; fünf Stunden lang währte der tolle Lärm, bis erst der zufällige Besuch eines Soldaten in seiner Uniform einige Ruhe schaffte und endlich Nachts ein von ihm gerufener Freund, Major Y., mit bewaffnetem Gefolge der Belagerung ein Ende machte. Robinson untersuchte die Sache mit aller Energie und jagte den eingebornen Behörden einen heilsamen Schrecken ein. Das arme Mädchen aber, das anderhalb Tage lang weder gegessen noch das innerste Zimmer verlassen hatte, wünschte nun sehnlichst, getauft zu werden, was dann bald geschah. Ein Grenadier, welcher

diesem Gottesdienst anwohnte, wurde dadurch für den HErrn gewonnen.

Eine noch größere Taufe von Andscharakandi Leuten folgte am 21. September 1851, da ihrer 53 in die Gemeinde aufgenommen wurden, manche wohl nur ungenügend vorbereitet. Hebich ruft dabei aus: „Nach 17jähriger Arbeit in diesem Lande meine größte Taufe: 68 Seelen auf einmal. Welche Gnade, daß noch Raum in den Himmeln ist und Zeit zur Buße für arme Sünder!“ Zur Neujahrsfeier 1851/52 kamen von der Pflanzung 180 nach Kannanur; für Hebich ein überwältigender Anblick. „Wenn sie Abends dahergezogen kommen, durchgeht einen ein heiliger Schauer, und da wird dann gesungen, gebetet, begrüßt. Beide Gemeinden sind als Eine beisammen, Nachts von 7—12 Uhr zum Abendmahl und Morgens von 10—12½ Uhr. Wir schieden voll Freuden, angethan mit neuen Kräften.“ Er hatte eine besondere Freude an einer vollen Kirche, wenn er es auch nahm, wie es kam, und mit zwei Zuhörern so gut den Gottesdienst anfieng als mit Hunderten. Doch schien mit dieser Taufe der Andscharakandi Leute bei Vielen mehr ein Stillstand im innern Wachsthum einzutreten; und viel weiter breitete sich dort auch in den folgenden Jahren die Gemeinde nicht mehr aus, vielmehr ließ es sich schon zu einer Sichtung an, die im Jahr 1857 dem Missionar trübe Tage bereitete.

---

11. Anfang der Predigt in Palghat.

„Ich sehne mich schrecklich, mehr als geschieht, unter die Heiden zu gehen, und siehe da! es kommt immer mehr dazwischen, Schreibereien und anderes Geschäft, was einen abhält von der Missionsarbeit. Ich möchte gern hinaus und bin doch angebunden wie ein Kettenhund. Meine Kinder, die Katechisten, werden nun aus Gnaden stärker für den Kampf; sie müssen weiter hinaus unters Volk.“ So schrieb Hebich im November 1850.

Wohin aber? Schon seit Jahren hatte er sich bemüht, in Taliparambu eine Außenstation anzulegen; aber es wollte sich dazu mit aller Anstrengung kein Platz finden lassen. Es waren besonders die zwei Katechisten Obrien und Paul, die er für solch ein Unternehmen ins Auge faßte, als Männer, welchen man die dazu nöthige

Reife in den nöthigsten Erfordernissen eines Evangelistenpaars zutrauen konnte.

Im August hatten beide nach Pauls Heimat, in Mudutala, unten am Ponnani-Flusse, eine Predigtreise ausgeführt und einen schönen Eingang unter den Nayern gefunden. Das erste Mal erscholl dort die Kunde von der Vergebung der Sünden durch Christum, und zwar aus dem Munde eines schon todt geglaubten Sohnes und Neffen (S. 91 f.). Auch der Vater, erst zornig auffahrend, ließ endlich das Bekenntniß heraus, er sei ein Sünder, und bewirthete die Gäste; zum Schlusse sagte er feierlich: Ich werde auch noch am Heile deines Gottes Theil haben. Ein 85jähriger aussätziger Lehrer war voll von der neuen Botschaft, daß ein Sündeloser für uns arme Sünder gestorben sei, beklagte seine Unwissenheit im Beten mit Thränen und lernte schnell das Vaterunser. Ein Neues Testament und andere Bücher wurden auf Hoffnung dort gelassen. Die Mutter hätte sich fast zum Mitgehen entschlossen, „wenn nur die Kaste nicht wäre!“

Andere Predigttouren wurden von den beiden Katechisten in den Norden von Malabar unternommen und bewiesen jedenfalls, daß ihnen Muth und Geschick zum Alleinstehen und Leuchten unter manchfaltiger Finsterniß in gehörigem Maaße verliehen waren.

Nun kam ein Anerbieten vom oben erwähnten Collektor Robinson (S. 206), sich für eine jährliche Beisteuer verantwortlich zu machen, wenn in Palghat (Palakadu), der südöstlichen Ecke Malabars, die er zu verwalten hatte, eine Mission gegründet würde.

Nach Palghat zog es sofort Hebich mit aller Macht. Wie lange schon (seit 1841) hatte er jede längere Reise abgewiesen, wenn auch seine Kinder ihn nach allen Seiten hin einluden, drängten, an ihm zerrten! Palghat lag doch noch in Malabar; so mußte Rath geschafft werden für den Fortgang des Werks auf der Station, und es machte sich. Mit Jakob, Joseph, Obrien und Paul nebst etlichen Knaben setzte er sich (2. Dezember 1850) auf einen Pattemar und fuhr an der Küste hinab, landete in dem Mapillaort Ponnani und begab sich von da auf die südlichste Außenstation der Kalikut Brüder, Kodakal. Singend zog die fröhliche Schaar daselbst ein und stärkte sich sammt den dortigen Christen durch herzliche Gemeinschaft. Dann wurde Mudutala besucht, um den bei Pauls Leuten gemachten Eindruck aufzufrischen. Die Mutter war hocherfreut, daß der Sohn

wieder lebendig vor ihr stand. Ihr Bruder aber, der Hausherr, kam erst dazu, als er das Singen hörte, und unterbrach es mit allem Ernst. „Ist nicht der Gott der Ringschule hier? Ihr dürft dableiben, auch euch setzen, aber zum Singen und Beten paßt der Ort hier nicht, der Gott ist allzunahe.“ Hebich predigte dem Nayer, bis der es nicht länger aushalten konnte und verschwand. Die Mutter entschuldigte ihn aber, es sei mehr nur die Sorge wegen der Nachbarn, was ihn unwirsch mache, indem diese durch die allzu gute Aufnahme des Abgefallenen (im August) verstimmt seien; sie ließ sich ihrerseits Gottes Wort gern gefallen. Mittlerweile lagerten die übrigen unter einem Baume, kochten sich ihr Essen und sangen aus voller Brust. So wurde unterwegs schon manches Zeugniß abgelegt. — Den Sonntag (8. Dezember) brachte die Schaar in Vanieculam zu, wo ein Ingenieurmajor mit seiner Frau und zwei Offizieren das Bangala besetzt hielt, aber alsbald dem Missionar ein Zimmer abtrat. Es wurde gemeinschaftlicher Gottesdienst vorgeschlagen, da denn der Major anfieng, die englischen Gebete vorzulesen. Als er sich darin nicht schnell zurechtfand, löste ihn seine Gattin ab. Und wie sie zu Ende war, begann Hebich aus dem Herzen zu beten, sang mit seinen Knaben und schloß mit einer Predigt. Natürlich wurde er zum Essen eingeladen, worauf er, wie er das bei neuen Personen gewohnt war, den Herrschaften das Herzbüchlein auslegte, während seine Begleiter sich mit den Untergebenen des Ingenieurs, Schreibern und Laskars, zu schaffen machten. Am Abend wurde auf dem Bazar das Wort verkündigt, worauf Hebich noch tief in die Nacht hinein mit den Offizieren zusammensaß.

In Palghat (14. Dezember) räumte ihm Robinson sein halbes Haus ein und führte ihn in der ganzen Stadt herum, die mit den Vorstädten 25,000 Einwohner zählen mochte, darunter 400 Katholiken mit einem französischen Priester. Wie das Evangelisten-häuflein hier herumpredigte, läßt sich nicht eingehend beschreiben. Manche, besonders die Tamiler, hörten sehr ruhig zu. Im Brahmanendorf dagegen entspann sich ein Streit: ein Priester zerriß eines der ausgetheilten Bücher, da dann Hebich es ihm aus den Händen nahm mit den Worten: Siehe zu, daß dich mein Gott nicht zerreiße, wie du sein Wort zerreißest! Der Mann wurde ruhiger und es konnte viel guter Same auf Hoffnung gesäet werden. „Hier wurde mein Herz ganz hingenommen für dies Volk; über Daniels

einfacher Antrittsrede kamen mir Thränen in die Augen. Er fieng an: 'Ich bin aus euch, ihr Schwarzen, noch ein Knabe, aber doch auch ein Zeuge von der großen Liebe Gottes in Christo, die er mir, einem großen Sünder, geoffenbart hat. Er hat mich in seinem Blut gewaschen und mir seinen heiligen Geist gegeben, daß ich frei werde von den Werken der Finsterniß' 2c. Ich war schon erschöpft, aber nun quoll ein Strom lebendigen Wassers in meinem eigenen Herzen auf, und die Leute waren wie bezaubert. Ein schöner Mann sah mir so hungernd ins Gesicht, sagte nachher: ich muß auch ein Christ werden, und besuchte uns oft. Sie hätten uns auf dem großen Bazar sehen sollen, da Hunderte von Zuhörern um uns herstanden, viele sich aufs Dach des nahen Hauses hinaufmachten und dann 2—3 Stunden lang unsere Botschaft anhörten; Ihre Sorgen um die Mission würden sich in nichts auflösen. Ich bin wohl der Erste gewesen, der auf den Straßen von Palghat überall herum so engros das Evangelium verkündigt hat, und der Zulauf war so groß, daß schon am zweiten Abend mein Herz für diese Leute von Liebe und Erbarmen entbrannte, daher ich hinfort für sie als ihr Advokat um einen tüchtigen Missionar einkommen muß." Robinson war zu diesem Zweck bereits auf einen Hauskauf bedacht.

Es verstand sich von selbst, daß auch die Offiziere des dort liegenden Regiments (20. N. J.) besucht wurden. Da die Schwester des Oberst C. behauptete, schwarze Christen haben keinen eigenen Glauben, sondern schwatzen eben ihrem Brotherrn nach, versprach ihr Hebich einige seiner Leute zur Prüfung zu senden. Sie unterhielt sich dann lange mit diesen (Jakob, Joseph, Paul) und bekam eine bessere Ansicht. Mittlerweile hatte Obrien sich besonders den namenchristlichen Trommlern und Musikanten des Regiments gewidmet. Hebich aber konnte zwei der Offiziere für den HErrn gewonnen achten.

Der Rückweg wurde mehr landeinwärts eingeschlagen, über Angadipuram, da auch der Platz des verzweifelten Gefechts vom 4. September 1849 eingesehen wurde. Einige 40 Mapillas, die nach ihrer Art den heiligen Krieg durch Ausrottung der Heiden begonnen und beim ersten Zusammentreffen einen Lieutenant und vier seiner Sipahi's niedergemacht, die übrigen in die Flucht gejagt hatten, waren dort von zwei englischen Companien aufgerieben worden, nicht ohne daß auch einer der Soldatenbrüder dabei auf den

Tod verwundet worden wäre. Bei diesen Märschen wunderten sich die Schwarzen allemal, wie Hebich es so leicht mit ihnen aufnahm, und weder den Weg unter den Füßen, noch die Sonne im Kopfe zu spüren schien, sondern immer gleich munter und jovial einherschritt.

Hebich hatte am 6. October auch drei Weber von Tschirakal getauft (S. 206), die Schwestern des einen derselben waren dann aber in ein ferneres Weberdorf, nach Kudali, geflüchtet worden. Auch dahin machte er eine Tour mit den Webern und andern Christen (2. Januar 1851). Als die eine Schwester ihren Bruder erblickte, weinte sie laut: „hättest du mich denn nicht gleich mitnehmen können?“ Aber die Männer kamen mit gezückten Messern herbei, daher man umkehrte. Als in der Straße ein Predigtversuch mit Gesang und Gebet gemacht wurde, sprang der Schulze wie besessen herbei, da denn Steine, Mist und Erde auf die Christen geschleudert wurden. „Als wir uns zurückzogen, ließen sie ab, wir aber konnten uns nicht ohne Lachen ansehen; nur der neugetaufte Markus weinte, als er mein Gesicht mit Dreck überzogen sah. Ich ritt weiter zu der Frau des lieben Straßeningenieurs F., die mir ein, zwei Waschwasser gab und uns über Mittag erfrischte. Auf dem Rückweg überfielen sie mich wieder und hätten fastgar einen der Weber-Brüder uns entrissen. Ich stieg endlich ab, nahm einem, der auf mich los gieng, den Stecken und machte mir damit Raum; wüthender schlug mein Pferdknecht um sich, ein Madras-Pareier, der nur wünschte, etwas getrunken zu haben, so würde er es mit der ganzen Welt aufnehmen. Ein Tijer, bei dem wir gefrühstückt hatten, erlöste uns endlich; auch der Gaul, den sie eine Zeitlang festgehalten, kam nach; so erreichten wir Abends dankbar unser Kannanur.“

Der Anstoß zu Predigtreisen war einmal gegeben; sie wurden bald regelmäßiger und ausgedehnter. Palghat betreffend aber ruhte Hebich nicht, bis ihm (1852) Erlaubniß gegeben wurde, dort vorderhand zwei Katechisten anzusiedeln.

12. Ein rechtschaffener Sohn.

Von Hebichs geistlichen Kindern würden mehrere eine ausführliche Schilderung verdienen, wenn nicht manchfache Bedenken

im Wege stünden. Die noch Lebenden müssen vorweg ausgeschlossen bleiben, von den vielen Gestorbenen eignen sich auch nur wenige für eine Missionsgeschichte. Doch sei erwähnt, wie z. B. im Juli 1850 ein Soldat in Bangalur selig entschlief, der von seinem kleinen Nachlaß die Hälfte (50 Rupies) der deutschen Mission vermachte, weil er dieser den Anfang seines geistlichen Lebens verdanke; 30 Rupies überließ er den Freischotten, und 20 den Londonern, als den späteren Pflegern dieses Lebens. Ein anderer (März 1851) gab alles was er hinterließ, 72 Rupies, an Hebich. — War irgendwo ein erweckter Offizier allein unter seinen heidnischen Untergebenen, so versammelte er dieselben Sonntags um sich, so viele ihrer Lust hatten zu kommen, und las mit ihnen das Evangelium, das er ihnen in seinem Hindustani möglichst zu erklären suchte. Hatte er aber einen christlichen Knecht bei sich, so mußte dieser die Leute über den Inhalt des Gelesenen (in Tamil) noch weiter befragen und ihnen Traktate in ihren Landessprachen austheilen. So geschah es z. B. in Perumbadi auf den Ghats, wo ein an jenem 6. Oktober (S. 206) angefaßter Ingenieuroffizier F. (S. 211) den Straßenbau betrieb, und sammt seiner Gattin mit allem Ernst nach dem Gottesreiche trachtete. Die Frucht so treuer Arbeit am Gesinde blieb auch nicht aus; zum Vorschein kam sie meist in Cholera- und andern Nothzeiten. Wie froh ist dann die Offiziersfrau, wenn ihr treuer boy auf den Tod erkrankt, seinen Glauben an Jesum ausspricht und die Taufe begehrt!

Am 28. September schied wieder einmal eine binnen dreijährigen Aufenthalts gesammelte Gemeinde von Kannanur. Es waren 28 Seelen, im 12. N. I. Regiment, das nun auf die French Rocks, eine Militärstation in der Nähe des verlassenen Seringapatam, abzog. Sie hatten einen nassen Marsch, da oft das Wasser durchs Zelt lief und die zum Gebet vereinigten Brüder auf den Betten zu knieen hatten. Auf der neuen Station fanden sie keine geistliche Hilfe in der Nähe, daher denn Hauptmann H. sich der Aufgabe unterzog, sie zusammenzuhalten und auf ihre geistliche Förderung bedacht zu sein. Sie baten freilich sehr um einen Katechisten; aber wie sollte mans wagen, in so weite Ferne die Kräfte der Kannanur Mission zu senden, da in Malabar selbst noch so viel zu thun war. Doch bezeugten die Brüder dankbar, wie bei ihren anspruchslosen Zusammenkünften Gott fühlbar in ihrer Mitte zu verspüren sei.

An die Stelle dieses Regiments trat nun in Kannanur das

16. N. I., welches von der Mission einen besondern Segen empfangen sollte, und zwar vermittelst eines der jüngsten seiner Offiziere, der wie kaum ein anderer Brite, Hebichs ächter Sohn zu werden bestimmt war; zwar keine Kopie des bärtigen Missionars, vielmehr durch und durch Original, aber ein auserwähltes Gefäß für die besten geistlichen Kräfte, die dem Deutschen entflossen.

Dieser William entstammte einer israelitischen Familie, deren Name, Gompertz, auf Deutschland als ihre frühere Heimat weist. Geboren in England am Anfang der dreißiger Jahre, war er auf Jersey, einer der normannischen Kanalinseln mit französischer Sprache, erzogen worden. So ist er Deutscher, Franzose, Jude und Engländer in einer Person, und scheint zu einem Wanderleben und dem Verkehr mit allerhand Zungen, Stämmen und Religionen wie vorhererseben. Frühe verlor er den Vater, der mit einigen Geschwistern zum Christenthum übergetreten war, während andere erst später in verschiedenen Welttheilen zum Glauben an Christum kamen. William, obgleich ein zarter Knabe, wurde zum Militärdienst in Indien bestimmt. Gerne willigte er ein; so allein konnte er hoffen, in Bälde der treuen Mutter eine Stütze zu werden. Als 16jähriger Jüngling wurde er zum Kadet ernannt, und riß sich von der Mutter los, die er nie wieder sehen sollte. Unter heißen Gebeten und Segenswünschen seiner Lieben schiffte er sich ein. Besonders ehrwürdig blieb ihm das Bild eines alten Rabbiners aus der Verwandtschaft, der ihn beim Abschied dem Schutze des Gottes Jakobs empfahl. Er sollte ihn in reichem Maaße erfahren.

Von Madras, wo William in die Armee eingereiht wurde, begab er sich zuerst nach Quilon oder Kollam, wo sein Regiment, das 16. N. I., damals stationirt war. Die Berufspflichten waren bald erlernt; mit leichter Mühe auch bewältigte er das Hindustani, die Zunge, in welcher die englischen Offiziere mit den vielsprachigen Sipahis verkehren. Bald konnte er eine Prüfung um die andere bestehen und wurde zum Dolmetscher des Regiments ernannt. Nun war es ihm möglich gemacht, seine Mutter zu unterstützen und Ein Wunsch war damit in Erfüllung gegangen. An Geschäften war auch kein Mangel; durch stillen Fleiß wußte er sie zu bemeistern, obschon er unter der indischen Sonne viel vom Kopfweh litt. An heiterer Gesellschaft konnte es bei einem indischen Regiment, dessen Offiziere meistens aus jungen Männern bestehen, nicht fehlen. Aber

zu rauschenden Vergnügen oder gar Ausschweifungen fühlte er keinen Zug; auch schützte ihn vor dieser Versuchung seine schwächliche Constitution; am liebsten las er in seinen wenigen Mußestunden irgend etwas Wissenschaftliches; aber noch immer fehlte ihm eine Hauptsache. Er war in der englischen Kirche fromm erzogen, und besuchte regelmäßig den Gottesdienst des anglikanischen Kaplans. Allein der war ihm zu hochkirchlich und steif, ein geschickter Flötenbläser, aber mit der Posaune der Gnade minder vertraut.

Eben war der neuernannte Bischof Dealtry nach Madras gekommen, dem von seinem langen Predigerdienst in Bengalen ein gutes Gerücht vorausgieng. William, der sich recht leer und elend fühlte, faßte sich einmal ein Herz und schrieb dem erfahrenen Manne, was ihn drücke; er wünschte zu hören, wie ein Jüngling, der das Gute liebe, seinen Weg einzurichten habe, wenn er das Ziel nicht verfehlen solle. Darauf hat er wohl eine passende väterliche Ermahnung erhalten uud machte sich um so eifriger an die Bibel und an die Erfüllung aller seiner amtlichen und persönlichen Pflichten. Aber das Herz wurde ihm nicht leichter, sondern immer schwerer.

Im Herbst 1850 wurde sein Regiment nach Kannanur geschickt. Es war die nächste Militärstation im Norden von Kollam; und Offiziere wie Gemeine freuten sich über den Wechsel. Denn nach Kannanur hatten sie nur etwa 100 Stunden an der Küste hin zu marschiren, und das schlägt man in Indien nicht hoch an, namentlich in der kühleren Jahreszeit. Etwas anderes ist es, wenn bei den beständigen Truppenversetzungen ein Regiment monatelang durch heiße Ebenen zu marschiren, oder mit Zurücklassung der Familien nach Barma oder Aden sich einzuschiffen hat. In Kannanur hofften die Offiziere lebhaftere Freuden: liegt doch dort immer ein englisches mit zwei Sipahi-Regimentern, dazu etwas Artillerie; dann fehlt es nicht an Bällen, Wettrennen und Liebhabertheatern. Worauf William sich freuen sollte, wußte er selbst noch nicht. Der Marsch wurde (20. Dezember) ohne Unfall vollendet; die Sipahis bezogen die langen Hüttenreihen, lines, die ihre Vorgänger ihnen geräumt hatten; die Offiziere richteten sich jeder in seiner neuen Wohnung ein; Bangalā heißt man die einstöckigen, blättergedeckten Häuser, jedes von einem Garten mit Erdmauern umgeben, Küche und Stall in der Ecke des Hofraumes angebracht. Man machte Besuche und empfieng Gegenbesuche, wurde zu den Meßessen der andern Regi-

menter eingeladen, wobei die Musikbanden aufspielten, und hörte unter viel Scherzen und gegenseitigem Zutrinken die Neuigkeiten des Platzes.

Da war nun viel vom alten Hebich die Rede, und jeder Lieutenant hatte ein Stückchen von ihm zu erzählen oder einen Witz über ihn los zu lassen. Wenn alles wahr war, was man da hörte, mußte er ein wunderlicher Kauz sein. Morgens predige er den Eingebornen, ziehe herum mit einer Schaar schwarzer Knaben und Jünglinge, die mit ihm auf der Straße oder in irgend einem Winkel ein Lied anstimmen und beten; dann sammeln sich die Tamiler oder Malayalis oder Mapillas, wem es gerade gelte, und hören seiner eifrigen Rede zu, natürlich nur um ihn zu verspotten, denn mit der Mission sei es bekanntlich nichts. Den Tag über besuche der Langbart Engländer und Ostindier, mache einem Grobheiten, die nicht zum Aushalten seien, packe gelegentlich Reiter wie Fußgänger auf der Straße an, und werde nie müde, von Sünden und Jesus zu reden. Dabei treibe er aber auch sehr gute Geldgeschäfte, schwatze den Einfältigen manche 100 Rupies ab und mache Furore bei etlichen Weibern. Ja, und einem Soldaten habe er verboten, seiner armen kranken Mutter Geld heimzuschicken; Alles gehöre dem Werk des Herrn. Wie viele Wechsel durch seine Hand laufen, sei nicht zu sagen, und wo all das Geld hinkomme, das bleibe ein Räthsel. Freilich habe er die ganze Mission der Deutschen mit Geld zu versorgen, und wie gut er den Kurs zu berechnen wisse! Schon seiner Handschrift sehe man es an, daß er eigentlich ein Kaufmann sei, ein wahrer Jude. Wie denn ein solcher dazu komme, sich als Geistlicher aufzuthun? Er sei gewiß nicht ordinirt; die andern Missionare fürchten ihn aber, und wagen nicht, seine Blöße aufzudecken. Es sei eine Schmach, daß man solch einen Menschen in Kantonment dulde. Nicht umsonst habe General X. auf seine Entfernung angetragen; denn ein Soldat, der ihn nur zwei Mal gesprochen habe, sei davon in solchen Wahnsinn gerathen, daß er sich erschossen habe. Neulich habe der Graubart sich auch zum Beichtvater aufgeworfen; wer zu ihm komme, müsse ihm alle seine Sünden haarklein beichten, und dann habe der Pfaff ihn völlig in der Hand. Religion sei gewiß recht schön und gut, aber alles an seinem Ort und alles mit Maaße! Für Engländer sei Gottlob der Kaplan da. Warum auch der deutsche Narr sich aufdringen müsse. Mehr Schurke, als Narr,

schallte es von der Seite her, während doch auch Billigere den Werth des Mannes anerkannten und nur die Uebertreibung des Guten misbilligten, eine trockene Stimme aber sich vernehmen ließ: Möglich bleibt immerhin, daß man ihn noch den Apostel von Kannanur nennt, wann wir Alle vergessen sind.

William ging natürlich in die anglikanische Kirche. Aber die Predigt, obwohl beredter, war noch hochkirchlicher als die in Kollam. Der junge aristokratische Kaplan gehörte der extremen Richtung der schottischen Episkopalen an; es hieß, der Bischof habe ihm verweisen müssen, daß er sich nach der sakramentlichen Weihung vor Brod und Kelch verneigt habe. Der alte Hebich war natürlich auch bald bei den Neuangekommenen zu sehen; er grüßte herzlich Bekannte wie Unbekannte, und lud alles ein, auch „zu seinem shop (Laden)," wie er es hieß, zu kommen. Sein Aeußeres war auffallend und grotesk; der Bart erinnerte an den alten segnenden Rabbiner. William besuchte eines Abends die Missionskapelle; der älteste Hauptmann des Regiments, wir wollen ihn Georg heißen, und noch ein Dritter, giengen mit. Die beiden Ersten fanden sich gefesselt, und blieben ihr treu, so lange sie in Kannanur weilten. Hebich, der für die zum erstenmal Eintretenden immer ein scharfes Auge hatte, sah die Drei nur von der Kanzel herab in der Kapelle sitzen, aus der sie nach dem Gebet sich alsbald heim begaben. Aber ein eigener Zug verband ihn schon damals mit dem ernsten, sinnigen Jüngling; „der ist unser," sagte er zu den Offizieren, die nachher bei ihm den Thee tranken.

Eben nun hatte William sein letztes Examen zu bestehen, was ihn auf drei Monate nach Madras zu gehen nöthigte. Aber schon regte sich was Neues bei ihm; er konnte das Gehörte nicht vergessen.

Zwar die Form, in der ihm hier das Evangelium geboten wurde, war nicht die angenehmste. Dem feingebildeten Jüngling wollte weder die grobe, oft inkorrekte Sprache gefallen, noch die derben Ausfälle auf diese und jene Sünde; aber eines war gewiß, der Alte hatte erlebt, wovon er predigte, und er lebte in seiner Predigt. Noch nie hatte William Gesetz und Evangelium so scharf trennen hören; er betete, las und forschte: die Sache war wirklich biblisch, war auch praktisch; sie beschäftigte ihn immer mehr auf der Reise, in Madras und nach der Rückkehr.

An drei Abenden in der Woche hörte er die englische Predigt

des Deutschen; nachher giengen die Freunde, Offiziere und Militärärzte, Schotten, Engländer und Iren, manchmal auch eine und die andere Dame ins anstoßende Zimmer, um mit Hebich Thee zu trinken. Jedermann war dabei willkommen; „denn," sagte der Alte, „bei mir bekommt man Alles umsonst, Predigt und Thee, auch ordentliche Püffe, nur herein, alles umsonst!" Da wurde erst der Text noch einmal recht durchgesprochen, Fragen aufgeworfen und beantwortet, und diesem und jenem ans Herz gegriffen. Bei allen Brüdern war das Wesen eines und dasselbe, die Form aber — wie verschieden! und der gegenseitige Austausch so frei und herzlich. William wußte und fühlte sich endlich zu Hause. Nicht daheim in Kannanur, oder in der deutschen Missionskapelle, — denn wie sollte man im indischen Wanderleben je dran denken, irgendwo feste Wurzel zu schlagen? — aber daheim im Vaterhaus.

Von einer Bekehrungsgeschichte ist da wenig zu sagen. William zeigte immer dasselbe stille, heitere Gesicht, manchmal nachdenklicher als gewöhnlich, aber von einem Bußkampf war nichts zu sehen. Er war leer gewesen und wurde zusehends voller. Hie und da weckte ihn der alte Lehrer, dem seine innere Entwicklung fast zu ruhig vor sich gieng: „ob er wohl auch ein armer Sünder sei? Freilich so ein frommer, edler Jüngling, der sich vor allem Gemeinen instinktartig gehütet habe, der brauche keine Buße" u. s. w. William lächelte und blieb still. Er hatte nun Gelegenheit, von den befreundeten Offizieren das Nähere über die Erweckung zu hören, welche vor drei Jahren die Missionsstation und fast alle mit ihr verknüpften Seelen erschüttert hatte. William konnte es wohl verstehen, wie junge und alte Sünder, ja auch solche, die schon der Gnade des Evangeliums sich getröstet hatten, von einem Drang, ihre Sünden unter einander zu bekennen, ergriffen werden, und wie die, welche demselben in Einfalt nachgaben, unter sich um so inniger verbunden werden konnten. Aber für seine Person fühlte er das Bedürfniß nicht. Er kam zu den Betstunden der verbrüderten Offiziere; man spürte ihm an, daß er immer wärmer und mittheilsamer wurde, doch von sich selbst zu reden, empfand er keinen Trieb, er sehnte sich nur immer mehr nach Jesu und dem Geist Seiner Gnade, und gieng unbeirrt seinen Weg.

Hie und da gab es auch einen Zusammenstoß, besonders wegen des Grades, bis zu welchem die Trennung von der Welt gehen solle.

William wurde einmal tüchtig gehechelt, weil er einem Wettrennen zusah. Ein ander Mal, als er zum Thee hereinkam, sagte ihm Hebich: „Habe dich schon von der Kanzel herab besehen, was hast du denn da für eine Schmarre auf dem Backen? Das kommt nicht vom Dienst her, bist auf der Jagd gewesen?“ William wurde roth, er hatte sich von einigen Bekannten mitnehmen lassen, im nahen Reisfeld Schnepfen zu schießen, und da war ihm der Unfall passirt. „Ja hast du denn Erlaubniß gehabt?“ — „Dazu brauche ich keine Erlaubniß!“ war die unbefangene Antwort. — „So, keine Erlaubniß? ei hört doch den jungen Mann, der kann thun, was er will, und braucht keine Erlaubniß!“ Nun merkte William, um was es sich handle, daß der Jünger auch bei der geringsten Sache sich versichern müsse, daß er mit Gottes Erlaubniß handle. Es war sein letztes Jagdvergnügen gewesen, bald gieng er edlerem Wilde nach.

Bekanntlich haben englische und deutsche Christen über die sogenannten Adiaphora verschiedene Ansichten. Schreiber war einmal in einer Gesellschaft englischer Brüder. Da war ein alter General, Mitglied und Präsident vieler frommen Vereine, der erzählte ganz unbefangen, wie er sich eine Woche Erholung genommen, und was er da alles geschossen habe. Dann kam die Rede auf die Musik. Hier konnte er nun um's Leben nicht verstehen, wie Christen ohne Aergerniß ein Oratorium, sage den Messias, von Theatersängern gesungen, mit anhören können; es war ihm rein unbegreiflich. Wer nun über solche Punkte streiten möchte, um es zu völliger Einigkeit zu bringen, der müßte viel übrige Zeit haben. Doch von der Jagd soll ja die Rede sein.

Wenn ein Christ die Vergebung seiner Sünden und das Zeugniß des Geistes der Kindschaft hat, so ist die Folge, daß er die Brüder liebt, die, welche eben so glücklich sind, und die, welche es noch werden können. Er kann nicht anders als zeugen von dem, was er erfahren hat. Es ist aber ein Unterschied mit dem Zeugen; die meisten vermögen es nur vor einer und der andern Art von Menschen; William glaubte, und darum redete er — zu Leuten jeder Art. Natürlich übte Hebichs Vorbild einen gewaltigen Einfluß auf ihn aus; war er doch sein geistlicher Vater, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Wenn er Sonntags vom h. Abendmahl kam, das Herz voll von der seligen Geistesgemeinschaft mit den Brüdern allen, deutschen Missionaren, britischen Offizieren und Soldaten,

Tamil, Malayalam und Kanaresischen Katechisten und Christen, bis herab auf die früher fast thierischen Sklaven von der nahen Zimmtpflanzung, die nun desselben Herrn und Heilands sich freuten und mehr und mehr zu Einem Leibe heranwuchsen, dann wallte er auf in Liebe zu allen Brüdern. Die Mission wurde sein Hauptanliegen. Nicht nur diente er ihr mit allem Einkommen, über das er frei verfügen konnte, und gedachte ihrer in jedem Gebet mit sehr eingehender Fürbitte; er betete auch um ein Wort zur Zeit für den nächsten besten Menschen. Das wurde ihm geschenkt, so reichlich geschenkt, daß er in Zeiten, wo seine Amtsgeschäfte sich drückend vermehrten, sich wohl auch fragen durfte, wie es andern Offizieren passirte, ob er sich nicht ausschließlich dem Missionsdienste zu widmen habe.

Aber der Herr zeigte ihm, daß Er ihn bereits ans rechte Plätzchen gestellt habe. William brauchte keine Thüren aufzustoßen. Ueberall öffnete Er sie vor ihm, so daß ihm kein Zweifel an seinem Beruf aufkommen konnte. Eines lag ihm dabei klar vor Augen: widmete er sich ganz dem Zeugniß von Jesu und vernachläßigte seinen irdischen Beruf, so blieb das Wort ohne Kraft und Frucht. Wie oft hörte er Stichelreden, daß der und jener Ueberfromme jetzt lieber Psalmen singe, als seine Kompagnie exercire; mehr in der Bibel zu Haus sei, als im Kriegsrecht u. s. w. Also richtete er sein Hauptaugenmerk darauf, nicht etwa blos zur Noth Offizier zu sein, sondern mit ganzem Herzen als dem Herrn, und darum sich mit Arbeiten überhäufen zu lassen, keinem Dienst auszuweichen, keine Zumuthung abzuweisen, damit von dieser Seite auch nicht der geringste Vorwurf auf ihn falle. Zu keinem kamen die Sipahis lieber mit allen ihren kleinen und großen Anliegen; kein Andrer war auch den Offizieren so gelegen, wenn es galt in Fällen von Unbäßlichkeit und sonstiger Abhaltung einen zuverlässigen Stellvertreter zu gewinnen oder eines unbequemen Geschäftchens mit guter Art los zu werden. Und das that er nicht aus jener schlechten Gutmüthigkeit, die nicht Nein sagen kann; nein, es war der Preis, um den er sich seine Freiheit zum evangelischen Zeugniß erkaufte. So wurde er mit der Zeit vielleicht der überladenste Offizier der ganzen Armee, einmal zugleich Dolmetscher, Adjutant und Quartiermeister des Regiments mit allerhand Nebenämtchen. Dabei eine zarte schwächliche Leibeshütte, die oft schnell zu brechen drohte, so daß er frühe lernen

mußte, alle Kräfte sorgfältig zu Rathe zu halten, — und dennoch wurde er beides, ein ganzer Offizier und ein ganzer Missionar, in einem kurzen Leben, das nicht einmal 30 Jahre erreichen sollte.

Seine Art zu missioniren war aber sehr verschieden von der seines geistlichen Vaters. Sie schienen fast die Rollen ausgetauscht zu haben. Soldatisch packte der Missionar die draußen Stehenden an; mit der zartesten, fast kindlichen Freundlichkeit lud der Offizier sie ein, hereinzukommen. Wem des Alten Wort zu herb klang, der hatte doch noch oft ein Ohr für die liebliche Stimme des Jünglings. Leichtsinnige Offiziere und verhärtete Soldaten, listige Eingeborene und stumpfe Ostindier aus den Mischklassen, jedermann war ihm willkommen, jedem konnte er Liebe beweisen, und keiner konnte ihm grollen. In der ungezwungensten Weise kam er schnell auf die Hauptsache, und setzte bald kurz und bestimmt, bald umständlicher aus einander, wie man es bei Jesu so gut habe; und da dies wahr war, wie es ihm aus den Augen leuchtete, so gaben ihm oft auch Feinde und Spötter Recht. Hatte er einmal einem alten Ungläubigen seinen Heiland angepriesen, so konnte ihm der die Hand drücken und sagen: Sie sind der glücklichste Mensch auf Erden, wollte Gott, ich könnte auch so glauben!

Dazu kam nun sein immer gleich lauterer, kindlich einfältiger und männlich fester Wandel, der auf jeden Beobachter einen unwillkührlichen Zauber ausübte, so daß seine Kameraden halbmürrisch sagen konnten: „Würde schon auch gerne mitthun; aber unser einem wirds nicht so leicht wie dir. Du darfst nur wollen und dann geräth dir Alles von selbst.“ Wie wenig kannten ihn doch auch die, welche ihn täglich sahen, d. h. wie wenig wußten sie von den Kämpfen, die er im Stillen mit seinem Herzen durchfocht, um stets treu und rein vor seinem Gott zu stehen und sich ihm als ein Ganzopfer zu weihen. Nur den Vertrautesten konnte er mittheilen: „was mir am meisten zu schaffen macht, ist mein inconsequenter Wandel; die Welt kann ihn freilich nicht sehen, ich aber sehe ihn jede Minute.“

Dabei mied er aufs sorgfältigste alles, was an das geistliche Amt erinnern konnte. Erst in seinen letzten Jahren wurde er durch augenscheinliche Nothstände darauf geführt, selbst Erbauungsstunden zu halten. Bis dahin hat er sich auf gemeinschaftliches Bibellesen und Beten und und auf die Form vertraulichen Gesprächs beschränkt.

Und da quoll alles so natürlich, frisch und holdselig heraus, daß niemand auch nur von ferne an Kanzelton und Amtsgefühl erinnert wurde. Wenn Andre von Pferden und Hunden, von Manövern und Politik so viel und frei zu reden hatten, warum er nicht von dem Einen, das ihm und ihnen gleich Noth that? Wie durch einen eignen Instinkt fand er die suchenden Gemüther heraus und lockte sie zu weiterem und immer entschiedenerem Fortschritt; mancher wird noch in der Ewigkeit ihm danken, daß er so geduldig und unabläßig sich seiner Seele annahm. So schreibt z. B. ein Offizier, der in Kannanur seine militärische Laufbahn begann: „Ich kann wohl sagen, daß ich keinen Offizier in der Madras-Armee oder irgend einem andern Dienst kenne, der einen heiligeren und vollkommeneren Wandel geführt, keinen, der so in allen Stücken die Lehre Gottes, seines Heilandes geziert hätte, wie der theure William Gompertz. Er war unter Gott das Mittel, mich zu einer seligmachenden Erkenntniß des Namens Jesu zu bringen, und ich habe allen Grund, zeitlebens Gott zu danken, daß ich mit ihm zusammentraf."

Nur wenig über zwei Jahre sollte das Regiment in Kannanur bleiben. Auch diese Zeit verbrachte William nicht ganz auf der Station, da er erst auf eine Außenstation detachirt wurde und dann sein Gesundheitszustand ihn auf die blauen Berge zu gehen nöthigte. Hier war es ihm nun eine große Freude, eine alternde Tante zu finden. Sie war noch Jüdin, und er hätte sie so gern zu Jesus gewiesen. Aber eben das fürchtete sie und hatte sich nach Kräften verschanzt. Was konnte er thun, als für sie beten und in jeder Weise ihr dienen. Er las ihr aus dem Alten Testament vor und suchte ihr das Wort, das zu Israel geredet war, wichtig und werth zu machen. Eine große Freude war es ihm, daß Hebich auf einer der größeren Predigtreisen (die er seit dem Jahr 1850 zu unternehmen sich gedrungen fühlte) die kühle Bergstation besuchte, da er dann seinen Papa in der Arbeit an manchen Seelen aufs wirksamste unterstützen konnte. Aber was die Tante betraf, meinte Hebich zu fühlen, als trachte „der pfiffige Mensch", ihn von ihr geflissentlich fern zu halen! Er führte ihn immer bei anderen Leuten ein und wußte stets neue Häuser anzudeuten, wo Hebichs Eintritt am Platze wäre, wahrscheinlich weil er fühlte, Hebich dürfte durch sein derbes Auftreten, das bei verletzlichen Gemüthern oft starke Antipathieen erzeugte, die kaum sich erschließende Blüthe mehr

zurücktreiben als fördern. Leidlich hergestellt, kehrte William nach Kannanur zurück, das er bald darauf mit Aden vertauschen sollte; die Tante aber ist im Glauben an Christum entschlafen.

Gerade in dieser Zeit erlebte Hebich mehrere schlagende Fälle von plötzlichen Wirkungen seiner Predigt, doch wohl keinen nachhaltigeren als den, der unsern William betraf. Er schrieb (21. Okt.): „Der Herr schenkt mir so viel Körperkraft, daß auch die größeren Anstrengungen mir leicht vorkommen, während Er sein gnädiges Wort mit solchen Kräften aus meinem Munde sendet, daß Leute, die Er mir zuschickt, ja gottlose Leute, durchs Hören der ersten Predigt todt und lebendig gemacht werden. Ich sage dies zu Seiner Ehre, Sein Arm ist wahrlich noch nicht verkürzt. — Doch fähret unser Leben schnell dahin, als flögen wir davon. Da bleibt denn nur die Arbeit des Einen, der so gearbeitet hat, daß alle Heiligen durch Seine Arbeit allein ewig selig sind. Hallelujah." Dazu konnte William von Herzen Amen sagen. —

Daß Hebichs Art aber auch für zartfühlige Personen, und wenn sie schon gute Christen waren, etwas Abstoßendes haben konnte, soll hier nicht verschwiegen werden. Ein Deutscher, der sich jahrzehntelang im muhammedanischen Asien umgetrieben hatte, — man hieß ihn nur den Miner (Bergmann) — kam einmal (Sept. 1849) von den blauen Bergen herab nach Kannanur. Er stieg beim deutschen Musikdirektor ab und ersuchte diesen, für ihn, als einen hilflosen Wanderer, auch hier eine Subscription zu eröffnen, damit er nach Bombay weiter reisen könne. Der wies ihn an Hebich. Nun fragte ihn dieser über sein Leben aus, und begann, nachdem er alles gehört und das steinerne Gesicht des Mannes mit dem glanzlosen Auge betrachtet hatte: „Sagen Sie selbst, sind Sie nicht der größte Schlingel und Hallunk gegen Ihre eigene Seele?" Der Mann steht augenblicklich auf, nimmt seinen Hut und geht hinaus. Er wendet sich nun wieder an den Musikdirektor und mit diesem an den Kaplan, erzählt überall, wie ungütig Hebich ihn behandelt habe, und erhält eine wohlgefüllte Börse. Da und dort wurde nun bemerkt, wie schmählich es doch für den Missionar sei, einen Landsmann so abfahren zu lassen, auch Missionare sagten, es sei abscheulich. Weigle, der auf den Bergen den Miner gesehen und dessen Erinnerungen von Zaremba und andern Baslern in Westasien mit Interesse angehört hatte, war wirklich empört. Da wir sein günstiges Urtheil

über Hebich angeführt haben (S. 75), möge auch das mißfällige hier stehen: „Ist das eine Sprache, die zum Suchen des Verlorenen gehört? Ist das Evangelium? Wie kann es anders sein, als daß der Mann über dem Hallunken das, was nachfolgte, überhörte! Und warum kann der liebe Hebich, dem so viel Gnade und so viele Legitimation an Seelen verliehen ist, nicht sänftlicher fahren als mit solcher Knockdown (Niederschmetterungs-)Theologie? Niemand weiß besser als ich, daß es dem lieben Alten nicht an Liebe, an Ernst, an Weisheit zum Aufbauen und Aufrichten fehlt; aber in der That, ich kann nie anders als mit Angst einen Fremden bei ihm eintreten sehen, denn es ist gewiß immer eine Chance (und zwar nicht immer die Chance göttlicher Specialvorsehung, sondern oft nur die Chance von Wind und Wetter, von Temperamenten und Stimmungen), ob ein solcher erstmaliger Klapf zum Guten oder zum Schlimmen ausschlägt. So stehts denn doch nicht, daß wer Hebichs hard knocks (Püffe) tragen kann, eo ipso vom Geist angefaßt, und wem sie zu hart sind, eo ipso ein Kind des Verderbens ist. Wie wirken diese Ausbrüche bei denen, welche sie aushalten? Nicht etwa so, wie sie wenigstens bei mir wirken, daß ich eben denke: es ist halt seine Art so und dann warte, bis es wieder besser kommt? Daß viele Engländer eben so denken, weiß ich; vielleicht gibt es auch einige, welche dieses Aufbrausen für Geist halten, aber nicht zu ihrem Vortheil. Wenn doch nur der liebe Alte, den ich ja gewiß schätze und ehre, alles Inspirationsmäßige aufgeben und sich geberden wollte wie ein anderer Bruder; gewiß, er könnte nur gewinnen an wahrem Ernst und Nachdruck."

Von dem armen Landsmann ist nur noch zu sagen, daß auf ihn bald nachher gefahndet wurde wegen Verdacht eines Mords, derselbe aber plötzlich verschwand, wahrscheinlich unter den Muhammedanern, zu denen er wohl schon lange gehörte. Hebich blieb auch ferner bei seiner Art, im ersten Zusammentreffen alle Opposition, die gegen ihn vorhanden sein mochte, hervorzulocken und erst, nachdem er sich mit dem Individuum tüchtig herumgeschlagen hatte, auf den Frieden loszusteuern. Daß er sich damit auch Brüder entfremden konnte, ist unbestreitbar; doch wird im Ganzen behauptet werden dürfen, daß er mit seiner Angriffsweise bei Briten mehr Glück hatte, als bei Deutschen. William freute sich ihrer bis an sein Ende, nahm sich daraus, was ihm anstand, und folgte im Uebrigen seinem Meister.

den dortigen Katechisten, einen tüchtigen Mann, Timotheus II aus Mahe, zu unterstützen, je und je seine besten Leute hinaus, und lud andererseits, besonders an den Abendmahlssonntagen, die Gemeinde, die etliche 50 Getaufte zählte, nach Kannanur ein. Für diese gedrückte Sklavenkaste war es etwas Neues, in Gemeinschaft zu treten mit Tamil- und Malayali-Christen, geschweige denn mit europäischen Soldaten, Offizieren und Damen. Manche fühlten denn doch, daß sie sich auch anstrengen müßten, zu ihrer Hebung das ihrige beizutragen; mehrere entsagten völlig dem Palmweintrinken, was bisher für die einzige ihnen erreichbare Vergnügung gegolten hatte; andere beschränkten ihr tägliches Maaß auf einen oder einen halben „Bambu" vor Schlafengehen. Man konnte merken, daß sie sichs angelegen sein ließen, wahrer und gemäßigter zu reden und ihrem Katechisten Freude zu machen; und von den Gleichgiltigen traten manche näher und baten um die Taufe.

Es waren ihrer gegen dreißig, die sich nun vom Katechisten weiter unterrichten ließen und ihr bisheriges Leben mit allen Heidensünden, namentlich Stehlen, Zauberei und Unzucht, ernstlich bereuten. Zum Jahreswechsel wurde die ganze Gemeinde nach Kannanur eingeladen und bekam dazu zwei Tage Urlaub. In der Neujahrsnacht folgte die Taufe von 25 Seelen, und zum Abendmahl fanden sich 178 Gäste ein; es war ein rechtes Freudenfest. Hebich betete mit besonderer Inbrunst „um eine so innige Gemeinschaft aller Jünger im Geiste Jesu Christi, da Alles was nicht Er und sein Kreuz ist, bei Seite gelegt wird und wir Alle Eins gemacht, zusammengeschmolzen von Seinem Geiste, tüchtig gemacht werden, für die Ehre des Sohnes Gottes bis zum Tode vereint zu streiten, und angethan mit den Eingeweiden der Barmherzigkeit auch für einander zu streiten und den Tausenden von Seelen, die Er mit seinem Blut erkauft hat, das ewige Evangelium zu bringen". Er war so gehoben, daß er auch viele zur Erde gedrückte Seelen zu einem ersten Flug über den Boden mit sich führte.

Darauf sollte aber eine schwere Heimsuchung folgen. In Tai, wo die Andscharakandigäste größtentheils einquartirt waren, lagen zwei Pockenkranke in einer abgelegenen Hütte. Hebich hatte geglaubt, sie gehörig abgesperrt zu haben; das schon lang angekündigte und vorbereitete Fest wollte er einmal nicht aufschieben. Allein nachdem die hoch erfreuten Leutlein auf ihre Pflanzung zurückgekehrt waren,